

Wir sind euer Fluchtpunkt



Sophie Goltz (links) und Marenka Krasomil von der Flüchtlings-Uni



Vera Geldmacher (rechts) und Egbert Bolmerg mit afrikanischen Schützlingen



Ver.di-Mann Peter Bremme (links) und Architekt Rolf Kellner schaffen Jobs

Konflikte sind die neue Normalität

Wir müssen Flüchtlingen helfen, heute und morgen. Gewöhnen wir uns daran

In Moorfleet protestieren Anwohner dagegen, in einer ungenutzten Schule Flüchtlinge unterzubringen. In Billstedt wehren sich Lokalpolitiker gegen die Zuweisung weiterer Asylbewerber. Der Zoo Hagenbeck sieht sein Geschäft gefährdet, weil Parkplätze für Flüchtlingsheime benötigt werden. In Harvestehude halten Einwohner ihr Wohngebiet für grundsätzlich ungeeignet, Flüchtlinge aufzunehmen. An der Kollau fürchten Anwohner die Überflutung ihrer Gärten und Keller, wenn ein Überschwemmungsgebiet für Flüchtlingsunterkünfte genutzt wird.

Hamburg und seine Flüchtlinge, das lässt sich als eine Vielzahl leichter Erschütterungen beschreiben, die ein großes Beben anzukündigen scheinen. Es ist leicht vorstellbar, dass die vielen kleinen Nicht-bei-uns-Initiativen demnächst einen gemeinsamen Gegner entdecken werden: Bürger gegen Flüchtlinge, das Boot ist voll.

Die gute Nachricht ist, dass bislang nichts dergleichen geschieht. Im Gegenteil: Eine Welle privater Hilfsbereitschaft hat Hamburg ergriffen. Wo immer das Land Flüchtlinge unterbringt, bilden sich Freundeskreise und Hilfsinitiativen. Sie organisieren Behördengänge, Arztbesuche und Spielzeuge, sie waschen Wäsche und geben Deutschunterricht. Soeben hat der Bezirk Eimsbüttel eine neue Stelle zu einem einzigen Zweck geschaffen: um die überwältigende Masse der privaten Hilfsangebote besser zu koordinieren.

Das ist eine Momentaufnahme, das Bild kann jederzeit kippen. Gerade hat die Landesregierung den Ton verschärft: Angesichts der Schwierigkeiten, genügend Unterkünfte zu finden, spricht sie nun von einem Notstand und will, trotz vieler schlechter Erfahrungen, wieder neue Flüchtlingschiffe in Betrieb nehmen. Und mit der AfD steht eine Partei bereit, den nächsten großen Asylkonflikt politisch auszunutzen. Alles Wirtschaftsflychtlings! – mit dieser Parole will die neue Rechtsparität Wahlkampf machen. So jedenfalls steht es in dem Programmwurf, der Anfang Oktober beschlossen werden soll.

Es ist eine neue Normalität, die da entsteht: Flüchtlinge, die untergebracht und eingebunden werden müssen, die Jobs brauchen und Schulunterricht. Das ist kein Problem des Jahres 2014, sondern eines für Jahre oder Jahrzehnte. Auf unabsehbare Zeit werden im zerfallenden Syrien, im instabilen Irak, in Libyen keine Verhältnisse herrschen, in die man Menschen guten Gewissens zurückschicken könnte.

Und auch Konflikte sind Teil dieser neuen Normalität. Rechtsparitäten mit fremdenfeindlichen Parolen gehören dazu, aber auch Bürger mit berechtigten Fragen. Wer Angst hat, ihm werde demnächst der Keller überschwemmt, der kann ja wirklich eine Antwort auf die Frage erwarten, wie sich eine Unterkunft auf dem Überschwemmungsgebiet mit dem Hochwasserschutz verträgt. Und natürlich ist Zuwanderung, zumal in armen Stadtteilen, keine reine Freude. Die Schulen beispielsweise hätten auch ohne Flüchtlingskinder schon genug Probleme mit den mangelnden Deutschkenntnissen ihrer Schüler. Es ist nur realistisch, die neuen Zuwanderer als Last aufzufassen, die gerecht verteilt werden muss.

Ein Motiv aber ist aus dem Streit um die Flüchtlinge fast völlig verschwunden: die Frage, ob sie überhaupt ein Recht haben, hier zu sein. So viel Gelassenheit ist fast zu schön, um wahr zu sein. Genießen wir sie, solange sie anhält.

FRANK DRIESCHNER

1 Die Künstler-Uni: Unterrichten und beraten

Es gibt kein Bildungsziel, ein Abschluss ist nicht möglich, und eine offizielle Zulassung als Lehrinstitut strebt man auch nicht an. Die Silent University – eine Hochschule mit Flüchtlingen als Dozenten – ist ein Kunstprojekt. »Plattform zum Wissensaustausch«, so nennt der türkisch-holländische Künstler Ahmet Ögüt, Jahrgang 1981, seine Lehranstalt. Flüchtlinge mit akademischem Hintergrund, die sich mit Putz-, Pflege- oder Küchenjobs in der Schattenwirtschaft herum-schlagen, sollen hier unterrichten – und gemäß den an Universitäten üblichen Honorarsätzen bezahlt werden. In London und Stockholm gibt es schon Silent Universities – mit Vorlesungen über arabische Kalligrafie oder über das Erziehungssystem der Uiguren, Kurse in Buchhaltung und Unternehmensführung.

»Es ist in Hamburg gerade der richtige Moment, so ein Projekt zu machen«, sagt Sophie Goltz, Hamburgs erste Stadtkuratorin. Als sie zur Jahreswende aus Berlin kam, um das Jahrzehnte alte Projekt Kunst im öffentlichen Raum der Kulturbehörde neu auszurichten, tobte in

Hamburg die Diskussion um die Lampedusa-Flüchtlinge. An dem Interesse, das der Silent University schon jetzt entgegenschlägt, merke man, dass »viel in Bewegung geraten ist und dass die Politik keine Antworten hat.«

Die große Antwort auf die Flüchtlingsfrage hat das Projekt nicht – es will sich aber absetzen von den gut gemeinten Helferprojekten, die am Ende doch nur »symbolische Achtsamkeit gegenüber Flüchtlingen« seien, sagt Goltz. Die Idee ist, das Verhältnis von Hilfeempfänger und Hilfegeber umzukehren: Die Flüchtlinge selbst organisieren ihre Wissensfabrik – mit Asylbewerbern und Illegalen als Dozenten und etablierten Migranten als Beratern. Die hier Lebenden können als Studenten – so die Idee – von dem Wissen profitieren, das verloren zu gehen droht, wenn die Flüchtlinge zum Schweigen gezwungen sind. Die ersten Dozentinnen und Dozenten haben sich schon bei Goltz' Mitarbeiterin Marenka Krasomil gemeldet – in den nächsten Wochen wird das Stadtkuratorinnen-Büro an der Hafestraße zur Zentrale der Silent University Hamburg.

3 Die Baufirma: Jobben und wohnen

Peter Bremme, Fachbereichsleiter bei ver.di, streitet seit Jahren dafür, illegale Einwanderer stärker in die Gewerkschaften zu integrieren – über 200 Mitgliedern der Lampedusa-Gruppe hat er im vergangenen Jahr die Mitgliedschaft bei ver.di ermöglicht. Dabei fiel ihm auf, dass viele Afrikaner, die 2011 vor dem Krieg in Libyen nach Europa flohen, ihr Geld bis dahin auf dem Bau verdient hatten. »Das sind Leute, die man durchaus auf Hamburger Baustellen gebrauchen könnte.«

Mit ihrer Forderung, in Hamburg leben und arbeiten zu dürfen, hat die Lampedusa-Gruppe monatelang die Hamburger Politik aufgemischt. Nun hat sich Bremme gemeinsam mit dem Architekten und Stadtplaner Rolf Kellner eine bemerkenswert pragmatische Lösung ausgedacht. Anders als viele andere Flüchtlinge haben die Lampedusa-Leute legale Aufenthaltstitel – in Italien. Dort hatten die Behörden im vergangenen Jahr unter afrikanischen Einwanderern massenhaft Aufenthaltsgenehmigungen für die EU verteilt, um sie zur

Abwanderung in andere EU-Staaten zu bewegen. Kellner, Mitbetreiber einer kleinen Baufirma, will diesen Umstand ausnutzen. Er möchte mit einem italienischen Geschäftspartner dort in Italien eine Firma gründen, die Baukooperative Lampedusa. Sie soll afrikanische Mitarbeiter mit italienischen Papieren einstellen – die dann nach EU-Recht auch auf deutschen Baustellen arbeiten dürfen.

»Das ist auch für uns als Gewerkschaft okay«, sagt Peter Bremme, »weil im Baugewerbe ja der Mindestlohn gilt – Dumpinglöhne sind untersagt.« Kellner will zunächst rund zwanzig Arbeiter aus der Lampedusa-Gruppe in der Altbauanierung beschäftigen.

Auf lange Sicht, stellt er sich vor, könnten sich die Afrikaner in Hamburg auch eigene Häuser bauen: »Die »Arrival City«, von der Olaf Scholz gerne spricht, kann ja nicht aus Zelten und Containern bestehen. Viele Deutsche haben sich in der Nachkriegszeit ihre Häuser selbst gebaut. Warum entstehen wir das nicht auch den Flüchtlingen zu?«

5 Das Nobelviertel: Kleiden und vermitteln

Vor zwanzig Jahren bekam sie Morddrohungen. Heute bekommt sie Mails, in denen sich Menschen für ihr Engagement bedanken. Hendrikje Blandow-Schlegel ist Rechtsanwältin und unterstützt mit Freunden und Bekannten Flüchtlinge aus der Nachbarschaft. Anfang der Neunziger war das nichts Normales. Es war die Zeit, als Rechts-extreme in Rostock mit den Worten »Gleich werdet ihr geröstet!« ein Asylbewerberheim stürmten. In Mölln starben zwei Mädchen und deren Großmutter bei einem ähnlichen Brandanschlag. Auch in Hamburg sei die Atmosphäre vergiftet gewesen, sagt Blandow-Schlegel.

Wenn die 52-Jährige heute aus dieser Zeit erzählt, klingen ihre Erinnerungen wie aus einer anderen Welt. Blandow-Schlegel hat vor einigen Monaten die »Flüchtlingshilfe Harvestehude« gegründet. 66 Hamburger sind bereits beigetreten, noch einmal so viele unterstützen ihren Verein. Sie sagt, es habe noch nie so viele freiwillige Helfer gegeben. An fast allen Hamburger Standorten der Flüchtlingsunterkünfte engagieren sich

Anwohner freiwillig. So wie die Journalistin Julia Karnick. Sie hat die Lokstedter Initiative »Herzliches Hamburg« gegründet, die Flüchtlingen hilft, die in 44 Containern neben dem Tierpark wohnen. Es begann mit einer Facebook-Gruppe unter Freunden, jetzt zählt die Initiative 324 Mitglieder. Sie betreuen die Kinder der Flüchtlinge, sammeln Kleider, helfen beim Deutschlernen und bei Behördengängen. Karnick sagt, die Hilfsbereitschaft sei so groß, dass die Koordination manchmal schwerfalle.

Blandow-Schlegel kennt das. Dabei sind die Flüchtlinge in Harvestehude an den Sophienterrassen noch nicht mal angekommen. Wegen Verzögerungen beim Umbau werden die 220 Unterkünfte erst in einigen Monaten fertig sein. Bis dahin will die Anwältin nicht warten. Viele ihrer Vereinsmitglieder helfen in der Lokstedter Initiative. Und wenn die Stadt Containerboote in Flüchtlingsheime verwandeln will, möchte Blandow-Schlegel mit dem Verein für mindestens ein Boot die Patenschaft übernehmen.

2 Der Gasthof: Kochen und finanzieren

Vera Geldmacher wollte nicht in einem Dorf wohnen, in dem die Alleinwohner eines Tages mit gezückten Mistgabeln den Flüchtlingen auflauern. So dachten viele in Barnstedt, diesem etwa 400-Seelen-Ort, 15 Kilometer hinter Lüneburg. In Barnstedt gibt es keine Post, keine Bank, keinen Arzt, keine Schule, kein Kino, aber eine Kirche, Pferde, Esel, Hunde, Katzen, einen Gasthof und seit vergangener Herbst auch 17 Flüchtlinge aus dem Sudan, Somalia und Eritrea, die in einem Fachwerkhaus wohnen. Gleich nach der Ankunft klingelte Vera Geldmacher dort mit ihrem Mann. Die Tür öffnete sich. »Come in!« Schon saß sie beim Tee im Wohnzimmer und unterhielt sich mit Händen, Füßen und Englischvokabeln. Als Geschenk hatte Geldmacher einen Fußball mitgebracht. Die Flüchtlinge lachten, es war bereits der vierte, den sie geschenkt bekamen.

Seitdem haben Geldmacher, ihr Mann und etwa 20 weitere Barnstedter sich organisiert. Statt Fußballen beschafften sie Fahrräder, Kleider, Spielzeug, ermöglichten Einkaufsfahrten.

Die afrikanischen Kinder besuchen die Jugendfeuerwehr. Zweimal die Woche unterrichten zwei Pädagogen im Feuerwehrhaus Deutsch für die Erwachsenen. Ein Bauer spendierte einen Streifen Land zum Gemüseanbau.

Am Sonntag vor zwei Wochen sammelten die Barnstedter 5000 Euro auf der ersten Musikmeile des Dorfes für die Flüchtlinge. Es war ein Fest, so wie das gemeinsame Essen einige Wochen zuvor. Die Barnstedter hatten sich im alten Gasthof getroffen, die Zugezogenen hatten für die Deutschen, die Deutschen für die Zugezogenen gekocht.

Das Vertrauen geht in Barnstedt so weit, dass eines Nachts eine der beiden schwangeren Frauen aus dem Flüchtlingshaus beim zweiten Vorsitzenden der Feuerwehr klingelte. Sie führen zusammen ins Krankenhaus, am nächsten Morgen war ihre Tochter geboren. »Das waren aufregende Tage«, sagt Geldmacher. Sie läuft die Dorfstraße in Richtung Fachwerkhaus hinunter. Sie will ihre Nachbarn besuchen und schauen, ob das Baby schon Zähne bekommen hat.

4 Die Moschee: Beten und sprechen

Vor ein paar Wochen, sagt Abdellah Benhammou, sei ein jugendlicher Syrer in die Moschee gekommen. Er habe in den ersten Stunden kein Wort gesprochen. Erst als Benhammou sich mit dem Jungen in eine Ecke setzte, ihn beruhigte, begann er zu erzählen. Er war mit einem Flüchtlingsschiff über das Mittelmeer nach Europa gekommen, die europäische Grenzpolizei hatte die illegalen Boote schon auf dem Meer entdeckt. Als die Schlepper erkannten, dass die Überfahrt für sie im Gefängnis enden könnte, kippten sie die Boote um und taten im Chaos so, als seien sie selbst auf der Flucht. Die Menschen, die nicht schwimmen konnten, waren ihnen egal.

»Der junge Syrer hatte Dutzende Menschen neben sich im Wasser ertrinken sehen«, erzählt Benhammou. Manchmal, fügt der 44-Jährige mit einem ausweichenden Blick hinzu, könne er diese Geschichten der hilfeschendenden Syrer nicht mehr hören. Sie gehen ihm zu nahe.

Benhammou steht in der Al-Nour-Moschee, zwischen Steindamm und Adenauerallee. Das

Freitagsgesbet ist gerade beendet. Auf der Straße vor dem Eingang zum Parkhaus drängen sich Hunderte Gläubige. Seit 1993 nutzt die islamische Gemeinde eine mit Teppichen ausgelegte Etage eines Parkhauses als Gebetsraum.

Für Flüchtlinge aus Syrien ist dies oft die erste Anlaufstelle. Sie kommen, um zu beten und um Menschen zu treffen, die ihre Sprache sprechen. Meist wenden sie sich an Benhammou. Der Maschinenbauingenieur ist ehrenamtlicher Flüchtlingsbeauftragter der islamischen Gemeinden in Hamburg. Er hilft beim Ausfüllen von Anträgen, vermittelt an andere Freiwillige, die in der Moschee gespendete Kleider waschen, bügeln, sortieren und verteilen. Und wenn eine Familie an einem Freitagmorgen in die Moschee kommt und keine Aufnahme in der Stadt mehr geöffnet ist, lässt Benhammou sie hier übernachten. Das sei die Ausnahme, sagt er, da es offiziell nicht erlaubt sei. Dann entschuldigt er sich. Vor dem kleinen Büro neben dem Gebetsraum wartet seit einer Stunde ein Syrer auf seine Hilfe.

6 Das Theater: Bauen und protestieren

Ob im Thalia Theater, in Hannover, Berlin-Neukölln oder Stuttgart: Deutschlands Bühnen arbeiten gerne mit Flüchtlingen. Opfer von Krieg, Armut und Verfolgung machen sich gut im Programm. Das Flüchtlinge im Theater selbst Quartier aufschlagen, ist eher nicht vorgesehen. Aber genau das soll auf dem Gelände von Kampnagel jetzt passieren.

Móka Farkas von der Künstlergruppe Baltic Raw steht im schummrigen Innenraum des hölzernen »Kanalspielhauses«, gebaut für das Sommerfestival, und erklärt, wo was hinkommt: Da soll die Küche installiert werden, dort das Bad, in der Ecke stehen schon ein paar Rollen Isoliermaterial, auf die rechte Seite kommen sieben kleine Zimmer, jedes mit Fenster und Hochbett. »It must be Hochbett, sonst is too small«, sagt sie zu Patrick Owusu aus Ghana. Der Lampedusa-Flüchtling, Jahrgang 1970, spricht Englisch, Französisch, Italienisch und drei afrikanische Sprachen. Farkas, Jahrgang 1968, ist in Ungarn aufgewachsen und hat in

der Schule nur Russisch gelernt. Zwei Menschen, zehn Sprachen, keine gemeinsame. »No problem«, beruhigt der schmale Mann, der sich mit einem Putzjob für vier Euro die Stunde durchschlägt. »In Ghana lernen wir von klein auf, alles zu machen.« Im Oktober soll der Umbau zur »ecoFavela« abgeschlossen sein, bis Mai 2015 können hier sieben Flüchtlinge wohnen. »Klar ist es blöd, dass es nur sieben sind und dass es begrenzt ist«, sagt Farkas. »Aber es geht auch um die öffentliche Geste.«

Die Polizei hat das Areal bereits argwöhnisch inspiziert. Die Bezirksversammlung dagegen ist parteiübergreifend angetan. Was überraschend ist. Denn aus der Sicht des Senats halten sich die Lampedusa-Flüchtlinge weiterhin verbotenermaßen in Hamburg auf. Mit jeder »Hilfeleistung« könne man sich wegen Beihilfe zum illegalen Aufenthalt strafbar machen, so die Innenbehörde. Angesichts der Notlage aber scheint man sich zum kollektiven Augenzudrücken entschlossen zu haben.